

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1915

61 (13.3.1915) Unterhaltungs-Beilage

Bigarren-
am. Lehrer
bei Durlach.
rube-Mühl-
n. Friedrich
alt Menau.
Mhern. St.
Reg. 172.
Mitter des
Koch und
Freiburg.
lois M u h
e. Hermann
n. Trüberg.
ter Wingen
Rosen-
Gräble
114 Gans
onstanz.

urde am be-
rmeis Fröh-
stund von
er bis zur
Beschäftigung
önnen, wird
kommen den
ierfür einer

m: Der von
hatte, wie
Wirtsbereim
begünstigte
noch auf die
was durch-
seifigung
ein Aus-
führte, also
Anstelle der
-Kriegsleiter
ankmachern
er tritt also
bei dem "u"
das Dop-
n. Wenn
nd, in Be-
das ja für
kann man
ist nicht
ier wollt
uarterung
zu bereich-
eise schwere
e bringen.
er schwachen
Dobend-
nfum durch
wird dies
andere ge-
ndere ge-
leitere bei
zu tragen.

er Kapelle
von 25 400
Vorjahre.

ng. Die
im Jahre
sind mit
erantfänger,
steht, zu
Durch den
rozbeimer
der Stadt
Ergebnisse
Gebühren

n neueren
renfabrik
nicht so
Gebäude-
Material-
weislos ge-
schäftigung

e Höheren
n Papier-
eien Kan,
am erfolgt
i. Wenn
reten Kan-
end nach
ausstausch
Ende ge-

rauschfuß

ermittel-

gewissen-
ermittel-
als voll-
u. a. ein
Mengen
nur aus
Futter
s. Vieh
nur aus
wert be-
ermittel-
als Ein-
ind vom
em Miß-
n geig-
s gegen

Unterhaltungs-Beilage

des „Volksfreund“

Karlsruhe, 13. März

Nummer 61 — 1915

Die draußen und die Zurück- gebliebenen.*)

Der Krieg ist ein Sieb. Zunächst scheidet er die Wehrfähigen von den Untauglichen und jenen Männern, denen ihr Alter die Pflicht auferlegt, zu Hause nach dem Rechten zu schauen. Dann scheidet er noch einmal die Zurückgebliebenen nach Edelheiten und Gemeinen. Denn was an Gold im Meinigen ist, das bringt der Krieg an den Tag; bei den Kleinen und den Großen, den Reichen und den Armen, den Klugen und den Toren. Schlecht würde es zu unseren Hoffnungen auf das neue größere Deutschland passen, wenn wir es verschwiegen, wie unter dem Massenschritt der Mobilmachung und dem ersten Kanonendonner, der über den Rhein und über die Memel herüberdrang, auch Verzagtheit und Kleinmut sich offenbarte. Verdrüßliches Gerummel und wehmütiges Gemurmel über Unvollkommenheit der Menschheit und heimliches Maulen über den Rückgang der Geschäfte gingen zusammen mit düsteren Prophezeiungen über diese „Strafe Gottes“.

Einverstanden! Strafe Gottes, wenn ihr es so nennen wollt. Aber Deutschland hat sie auszuteilen!
Und die Jagdhaken mit den Köpfen in den Schultern, die solche grobe Antwort auf die Angst ihres zitterigen Gewissens erhielten, drückten sich, nicht ohne vorher gehänselt zu haben, man werde es ja schon sehen, was es heiße, so viele Feinde aufs Mal! Viele Sunde seien des Haken Tod — und was ähnliche schlecht angebrachte Redensarten noch waren.

Aber dies alles spielte sich nur hinter den Bierischen oder in verschwiegenen Ecken ab. Wenn ein Sieg gemeldet wurde, waren die Zweifler die ersten, die Fahnen zu den Fenstern hinaushingen und taten, als hätten sie selbst die Schlacht geschlagen, um dann zwei Tage darauf, wenn einmal Nachrichten ausblieben, wieder ihre lahme Weisheit zu verzapfen. Diese Leute waren in den ersten Wochen der Mobilmachung eine Landplage gewesen. Sie haben überall feindliche Flieger in der Luft, hörten russische Autos mit französischen Milliarden nächtlicher Beile durchs Land faulen, witterten täglich jedem Unbekannten einen Spion, und wenn sie etwas Erspartes auf einer Kaffe hatten, so rannten sie, um es abzugeben und in einem Strumpf in der Matratze zu verdecken. Sie verbrochelten sich, als ob sie in einer belagerten Stadt wohnten, jammerten um die Angehörigen, die in den Krieg ziehen mußten, und erschöpften die Geduld der anderen mit ihren düsteren Prophezeiungen.

Das waren die Verzagten, die vom Teufel des Zweifels an des Vaterlandes Kraft gefoltert wurden. Sie waren in Friedenszeiten auch nicht anders gewesen, aber der Krieg hatte die geringen Stützen ihres Inneren ganz zusammenbrechen lassen. In kraftvoller und wohlgeübter Sprache veröffentlichten die Polizeipräsidenten mehrerer Städte Erlasse gegen diese Seldn, ohne daß es geholfen hätte. Sie kamen zur Vernunft erst wieder, als an den großen Siegen Deutschlands auch der schwächste Glaube nicht mehr zweifeln konnte.

Aber so wenig diese Kleinmütigen zum größeren Ruhm des Vaterlandes übergegangen werden konnten, so wichtig ist es doch auch, zu zeigen, daß es ihrer nicht allzuwiele waren. Ebenso stand es auch mit den Uebereifrigen und Allgeschäftigen, die im Kriege zu allererst eine gute Gelegenheit witterten, um auch einmal jemand von Belang und Bedeutung zu sein und mit farbigen Binden am Arm in Lagerten und Wohnhöfen den Mitmenschen ihre Wichtigkeit zu beweisen. Die Frauenzimmer aus hohen und niederen Ständen wurden es aber durch Mannsleute von Ansehen und Gewicht sehr bald inne, daß die Zeiten, wo man an französische Gefangene Blumen, Schokolade und dazu liebliche Kleingein, an deutsche Verwundete aber nur Unarten verkennden durfte wie anno siebzig, für immer vorbei waren.

Das waren die Gemeinen.
Die Edelente des Alltags waren aber ihnen gegenüber weit in der Uebermacht, und so wie in der Kaserne und im Feld zwischen den Soldaten und zwischen den Offizieren und der Mannschaft eine achtungsvolle Vertraulichkeit alle Unterschiede überbrückte, so lebte zwischen den Kerntruppen der Zurückgebliebenen der Geist freundschaftlicher Wertschätzung auf. Da schüttelten sich alte Bauerlein und würdige Professoren, stille Handwerksleute und hohe Beamte, blasse Verwundete und behäbige Wohlthäter die Hände über jede gute Nachricht. In den Tabakläden hielten die Kunden vertraute Plauderstündchen und legten jedem gramlichen Besterweiser die Hand kräftig auf den Mund. Die meisten Geschäftsleute, die Männer der Feder, die Anwälte, alle standen jetzt mehr vor den Säulern als in ihren Büros und Sprechzimmern. Aber wenige hörte man flagen. Die Wirtshäuser leerten und die Straßen füllten sich. Ein wundervoller Spätommer leuchtete über den großen Geschweiften jenseits der Grenze, und was die Zurückgebliebenen durch die täglichen Extrablätter erfahren, das schlang ein Band freudigen Stolzes um alle. Mehr als einmal wehten schon in den ersten Wochen von den höchsten Kreuzblumen der Kirchen die Fahnen, und die Glocken dröhnten, nicht mehr zum Sturm, sondern zum Jubel.
Die Nachrichten von den Kriegsschauplätzen waren kurz, redlich und nüchtern. Die Kriegsbeute und die Zahl

der Gefangenen nach einer Schlacht waren zuerst immer zu niedrig angegeben und mußten oft bedeutend nach oben abgerundet werden. Das verbreitete unter den Zurückgebliebenen ein durch nichts zu erklärendes Gefühl der Ruhe und Sicherheit. Man wußte: Keine Schlappe wurde verschwiegen, keine Niederlage beschönigt und kein Sieg vergrößert. Die Journalisten, dieses Bataillon unseinerbarer Leute, mit den Locken in der Stirn, den scharfen Gläsern vor den Augen und der schweren Arbeitslast auf den Schultern, hatten im ersten deutschen Generalquartiermeister v. Stein einen Kollegen und Meister gefunden, der ihnen täglich die besten Stoffe zu ihren Leitartikeln und Feuilletons gab. Er war bald ebenjo volkstümlich, wie anno siebzig der Generalpostmeister v. Stephan mit seiner Feldpost.

Allerdings Stephens Nachfolger Kräfte hat dessen Vorbeeren nicht so rasch geerntet. Alles hat geflappt bei der Mobilmachung und auch in den darauffolgenden Wochen und Monaten, nur die Feldpost hat zuerst nicht geflappt. Nicht einmal die heimatliche Post, Briefe, Geldsendungen, Pakete brauchten Wochen, um anzukommen, oder als angeblich unbestellbar an die Abtender zurückzugehen. Die morgenden Mütter, die die schönsten Pakete für den Sohn im Feld oder für die allerjüngsten Freiwilligen auf dem Truppenübungsplatz zusammenrichteten, hatten schwere Tage und Wochen. Aber auch sie gingen vorbei, und wenn vom Generalquartier die Mitteilung kam, da oder dort sei die Feldpost lange zurückgehalten worden, um dem Feind durch gar nichts unsere Bewegungen zu verraten, so tröstete man sich mit den großen Siegen über die kleinen Pakete. Später ging dann alles um so besser.

Ueberhaupt zeigten uns die ersten Zeiten des Krieges wieder einmal erfrischend, was alles der Mensch leicht erträgt, wenn er muß. Ohne Telephon, ohne Telegramme — (denn sie brauchten in den ersten Wochen zwei bis drei Tage) — ohne Schnelligkeit, wie kam man da noch leben? Sehr gut kann man leben. Wir lernten eben wieder das nützliche Warten und die größte aller Tugenden, die Geduld. Viele lernten sogar in der Not ihrer Angst um die Angehörigen wieder mit dem Herrgott reden. Das Opferbringen wurde wieder eine Freude, und die Kassen vom roten Kreuz und andere Hilfsquellen füllten sich. Das frohe Leben der Tätigkeit kehrte wieder ein. In den Kaffeestunden strickten die Frauen Strümpfe für die Soldaten und schnitten die alten Leintücher zu Fußlappen zu; recht; die Bauern brachten vom Ueberfluß ihrer Obstbäume und Heuberge in die Lagerten, und jedes tat, was es konnte. Am eifrigsten aber waren die jungen Frauen, die, eben noch Mädchen, nach einer raschen Nottrauung den Gewonnenen ziehen lassen mußten.

Laufende solcher Nottrauungen fanden in den großen Städten in den ersten Tagen der Mobilmachung statt. Und auch später trat noch manche Braut mit dem schon in der feldgrauen Uniform stehenden Bräutigam vor den Altar. Mädchen wurden Frauen, weil sie lieber junge Witwen, als Ungetreue sein wollten. Je weiter der Krieg sich aus dem Sommer in den Herbst hineinzog, desto häufiger wurde denn auch auf den Straßen und in der Elektrischen die schwarze Witwenracht der jungen Frauen. Die Zeitungen brachten täglich größere Verlustlisten, und die Todesanzeigen der auf dem Feld der Ehre gefallenen Helden überdeckten ganze Seiten. Der Krieg, dessen Schatten bis jetzt die Zurückgebliebenen nur gestreift hatte, kam jetzt ins Land im Zug der Toten, deren Leiber draußen, irgendwo in Feindesland, eingeschlagen in ihre eigenen Selbsthaken mit den gefallenen Kameraden zusammen den letzten Schlaf schliefen. Und während das Eisen des Krieges immer mörderischer über die Völker hinfuhr, und die Art nicht nur über das Gestrüpp ging, sondern auch Edelgewächs traf, wurde bei den Zurückgebliebenen das Leben immer einfacher und besonnener. Wenn der Krieg auch keine Strafe für uns war, so dann doch vielleicht eine Gnade oder gar eine Rettung! Das wurden viele inne, und sie atmeten inmitten der Schrecken auf. Hart an dem Abgrund war Deutschland gestanden, in dessen Tiefen das französische Volk schon halb versunken ist. Und nicht nur die oberen Klassen allein! Der unermüete Geist eines geistreichen Behagens und eines streitlustigen, rechtshaberischen Gehirns hatte sogar schon von manchem unserer Dichter und Denker Besitz ergriffen. Auf weichen Füßchen sah das geschwollene Bewußtsein angeblühter Hochkultur und fühlte sich als Herrscher. Deutsche Männer mit hellen Augen und tapferen Herzen hatten die Gefahr längst erkannt und laute Warnungsrufe erschallen lassen. Nicht ganz ohne Erfolg. Aber das Signal zur Umkehr gaben erst die Kriegstrommeln, auch für die Zurückgebliebenen. Man wollte keine aufgedonnerten Damenkleider und keine geschminkten Gesichter mehr sehen.

Der Rat vornehmer Modezeitschriften, daß es auch in den besten Kreisen nicht mehr gegen die gute Sitte verstoße, „Rot anzulegen“, wurde wieder als das empfundene, was es war, als eine Schmach. Der alte Germanensinn für kraftvolle Reinheit des Menschlichen wachte wieder auf. Und während die Unseren auf den Schlachtfeldern darben und litten und stritten, bahnte sich bei den Zurückgebliebenen das Verständnis dafür an, was sie zu Hause im Frieden alles gut zu machen hatten.

Es war, als ob der Krieg uns alle zu besseren Menschen machen wollte. Mander hielt Einkehr bei sich und den Seinen. Wir fingen wieder an, auch das zu achten, was „nicht weit her“ war. Das Unser! Eine Mobilmachung des Geistes und der Herzen begann, und ein Frühlingsturn nationaler Selbstbestimmung brauste über das Land. Wir empfanden den Krieg immer mehr als Reinigung. Unsere Feinde erhielten von unseren Gedanken, was sie verdienten: das verblendete Frankreich unser Bedauern, das barbarische Rußland unsere Verachtung, das heuchlerische England aber unsere ganze Wut.

Aber die Krönung der Mobilmachung unter den Zurückgebliebenen war die Goldprobe, die sie im eigentlichen Sinne des Wortes bestanden, als die Regierung zunächst einmal ein und eine halbe Milliarde von der vom Reichstag bewilligten Kriegsanleihe zur Zeichnung auflegte. In wenigen Tagen waren statt den verlangten anberthalb Milliarden deren vier und eine halbe gezeichnet. Nicht einmal die Dienstmädchen, die Erspartes hatten, wollten unter den Zurückgebliebenen ihr Pfündlein begraben. Es war überall, auch daheim, herrlich wahr geworden, was die jetzt ins Feld ziehenden Regimente sangen: Mit Herz und Hand fürs Vaterland, fürs Vaterland!

Vermischtes.

Verletzungen durch Fliegerpfeile. Beobachtungen über die Fliegerpfeil-Verletzungen im Kriege stellt Dr. S. Riemann, Sanitätsrat beim Westheere, in der neuesten Nummer der „Deutschen Medizinischen Wochenschrift“ zusammen. Er schildert zunächst eine Verletzung mit Pfeilen durch einen Flieger, die er im vorigen September selbst erlebt hat. Obwohl nicht weniger als 2000 Pfeile auf ihr Dorf herabgeworfen wurden, hat nur ein einziger die leichte Verwundung eines Soldaten herbeigeführt. Ein Grenadier stand mit andern Kameraden an der Straße, als er plötzlich einen stechenden Schmerz im linken Fuß verspürte. Man entdeckte den Fliegerpfeil, der im Fuß steckte und sofort herausgezogen wurde. Im Verbandszimmer wurde festgestellt, daß der Pfeil den Stiefel durchschlagen und mit der Spitze in den Mittelfuß auf der Höhe des Fußrückens eingedrungen war, ohne die Fußsehne zu durchbohren. Zwischen der Basis des ersten und zweiten Mittelfußknochens fand sich eine kleine runde Wunde. Der Knochen war nicht verletzt. Nach dem Herausziehen des Pfeils trat eine verhärtete Wundung ein, die aber durch den feinen aseptischen Verband zum Stillstand gebracht wurde. Der Verletzte wurde einige Tage im Lazarett behandelt. In einem andern Falle war der Pfeil durch den Fuß und die Stiefelsohle hindurchgegangen und hatte so den Fuß an die Erde gewissermaßen aufgespießt. Auch diese Verletzung hinterließ keinerlei Folgen. Eine tödliche Verletzung trat dadurch ein, daß ein Fliegerpfeil die Schädelkapsel durchschlug und in das Gehirn eindrang; in einem andern Falle dadurch, daß ein in die rechte Oberschulterbeinrinne eingedrungenen Pfeil die rechte Lunge und das Zwerchfell durchbohrte und in der Bauchhöhle, wohl durch Verletzung der Därme, zu einer Bauchfellentzündung führte. Da jedoch die Zahl der Pfeile, die die Flieger zu werfen pflegen, sehr groß ist, handelt es sich um reine Zufallsverletzungen; die Pfeile werden aus dem Flugzeug nur herabgeworfen, nicht herabgeschossen, und es fehlt ihnen eine Streuung, wie sie bei der Handgranate möglich ist. Eine Art von Streuung wird nur durch fortwährendes Verabfallenlassen von Pfeilen während der Fahrt erreicht, wie gerade der von Dr. Riemann geschilderte Fall zeigt; aber auch hier war ja der „Erfolg“ sehr gering. Alle Beobachter sind darin einig, daß es sich bei den durch Fliegerpfeile erzielten Verletzungen um reine Zufälle handle. So wird in einem Fall berichtet, daß auf eine Pionier-Kompagnie von einem Flieger eine ganze Anzahl von Pfeilen herabgeworfen wurde, ohne daß auch nur ein Mann verletzt wurde.

Russische Grausamkeit. Ein Fall unerhörter Grausamkeit, der alles, was man bisher über die „Geldentaten“ der russischen Soldateska erfahren hat, in Schatten stellen dürfte, wird jetzt aus Ostpreußen bekannt. In Troist bei Orenburg im Irga-Gebirge starb in russischer Gefangenschaft im Alter von 90 Jahren die Bewohnerin eines ostpreussischen Dorfes, Frau Bauer. Die Frau war trotz ihres hohen Alters bei dem Einfall der Russen in Ostpreußen aus ihrem Dorf geschleppt und nach Sibirien gebracht worden. Dort ist sie an Geisteskranke gestorben. Auf dem Totenschein, den die russische Polizei hierauf ausgestellt hat, wird die arme Alte oben drein als „militärpflichtig“ (!) bezeichnet. Wie der russische Polizeiarzt zu dieser Bezeichnung der Toten gekommen ist, wird ein wenig ungeklärtes Rätsel bleiben. Bestehen obschon dagegen die Tatsachen, daß die russischen Soldaten unter den Augen ihres Vorgesetzten es fertig gebracht haben, eine Frau im Alter von 90 Jahren als Kriegsgefangene zu behandeln und die neunzigjährige Gefangene oben drein nach Sibirien zu verschleppen. Mit militärischen Rücksichten wird man diese Maßnahme nicht entschuldigen können. Sie bleibt ein Akt unerhörter Grausamkeit, wie solche leider der Heeresführung unserer östlichen Feinde nicht fremd sind.

Die Maus als Lebensretter. Vor einiger Zeit fandte ein im Osten kämpfender Landsturmman an seine Angehörigen ein Bataillon, in dem sich eine schamante Maus befand. In dem befehligten Schreiben hat der Krieger um liebevolle Aufnahme und Pflege dieses „Lieblings“, der ihn vor dem sicheren Tode gerettet habe. Der Krieger schrieb, daß er, als er das kitzlige Tauden im Gesicht empfand, sich weit vorüber deutete, um mit einem sicheren Geiß den „Angreifer“ zu fassen. In diesem Moment fauchte aber auch schon eine feindliche Angel über seinen Kopf hinweg und zwar so dicht, daß er den Luftdruck deutlich an seiner Hand verspürte. Daß der Krieger in diesem Augenblick seine Besonnenheit nicht verloren hat, geht daraus hervor, daß er den geplanten Totschlag nicht ausführte, vielmehr das Fieberl zu seinem Lebensretter ernannte und tat, wie oben bereits erwähnt. Daß der hier geschilderte Vorfall durchaus kein Wunder — wie uns der jetzige Krieg noch andere gebracht haben soll — sondern als ein Zufall, hier mit Recht ein „taugliches Glück“, genannt werden kann, ist durchaus glaubhaft. Wie verschiedenartig die Zufälle in diesem Kriege schon gewesen sind, dürfte aufmerksamen Lesern bereits bekannt sein. Dem einen eben zum Glück, dem andern zum Schaden.

Heiteres.

Aus dem Simplicissimus. Moberre Kavallerieoffiziere steigen bei einem polnischen Dorfstrug ab und lassen sich etwas zu essen geben. Die Herren finden das Fleisch, das man ihnen bringt, recht sonderbar und erklären dem Wirt, daß sie herartiges Fleisch noch nie gegessen hätten. „Ah, die Herren wissen nicht? Das ist Truthahnfleisch!“ meint der Wirt. Als man aufbrechen will, ruft einer der Offiziere: „So, Herr Wirt, jetzt lassen Sie uns mal unsere Truthähne fatten.“

Die Mannschaft übernachtet in höchster Alarmbereitschaft in einer Scheune. Musikler Krause, langausgestreckt im Stroh liegend, betrachtet eine Weile das Gewehr in seinem Arm; dann ruft er: „Lina, Lina, was hast du dir bewahrt!“

* Aus dem in den nächsten Tagen bei der französischen Verlagshandlung in Stuttgart erscheinenden Buch des süddeutschen Schriftstellers Anton Rendlich: „Gegen Frankreich und Albanien“. Mit Titel und Kopfsteinen nach Zeichnungen von Willy Brand und drei Leberlichtarten und mehreren Karnevalstagen im Text. Preis 1,80 Mark, sein gebunden 2,80 Mk., und von der französischen Verlagshandlung freundschaftlich zur Verfügung gestellt.